

In Iorio, M., Reizenzein, R. (Eds.)(2010), *Regel, Norm, Gesetz. Eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme*. Frankfurt am Main: Lang, 285-308.

Emotionen, Normkonformität und das Problem sozialer Ordnung

Christian von Scheve

1. Einleitung

Soziologen sind häufig „Ordnungsfanatiker“, versuchen sie doch seit jeher zu erklären, wie Menschen in mehr oder weniger geordneten Verhältnissen zusammenleben, wie diese Ordnung der Verhältnisse aussieht und entsteht und warum Menschen so handeln, dass diese geordneten Verhältnisse mehr oder weniger stabil bleiben (vgl. hierzu auch den Beitrag von Niedenzu in diesem Band). Dazu haben die Sozialwissenschaften eine Reihe unterschiedlicher Konzepte vorgelegt. Ich werde mich hier auf solche beschränken, die im weitesten Sinne als „handlungstheoretisch“ zu bezeichnen sind und soziale Ordnung durch Regelmäßigkeiten im Handeln erklären.

Im Großen und Ganzen drehen sich diese Konzepte um zwei Vorstellungen darüber, wie Ordnung stiftende Regelmäßigkeit im Handeln entsteht. Zum einen ist dies die Vorstellung, Handeln folge zumeist rationalen Prinzipien. Zum anderen ist es die Vorstellung, Handeln sei an sozialen Normen orientiert. Einerseits wird also davon ausgegangen, dass die Befolgung rationaler Handlungsprinzipien und eine hinreichend große Übereinstimmung zwischen den verfolgten Zielen und den dafür zur Verfügung stehenden Ressourcen soziale Ordnung hervorbringen. Andererseits wird unterstellt, dass es weithin akzeptierte „Regelwerke“ des Handelns gibt, die vorschreiben, wer in welchen Situationen wie zu handeln hat.

Verfolgt man die Anfänge des normativen Paradigmas – etwa bei Émile Durkheim oder Talcott Parsons – stellen Normen entweder externe Zwänge oder Orientierungsrahmen des Handelns dar. Später sieht zum Beispiel Ralf Dahrendorf (1958) Handlungen vor allem an normativen Erwartungshaltungen orientiert, die dem Einzelnen von der Gesellschaft entgegen gebracht werden. Diese normativen Erwartungen werden – auch in der gegenwärtigen soziologischen Forschung – anhand ihrer präskriptiven Eigenschaften weiter differenziert, zum Beispiel in die bekannten Muss-, Soll- und Kann-Erwartungen. Es hat sich jedoch gezeigt, dass gerade diese präskriptiven Eigenschaften von Normen und Erwartungen weitere, bislang weitgehend ungeklärte Fragen aufwerfen. Die zentrale dieser Fragen lautet: Warum befolgen wir überhaupt Normen und richten unser Handeln an ihnen aus?

Prinzipiell ist eine Vielzahl von Motiven für Normbefolgung denkbar. Die Motive, Normen tatsächlich zu befolgen, liegen jedoch oftmals außerhalb des Konzepts der Norm selbst – zum Beispiel befolgt man Normen, um mit wider-

sprüchlichen Erwartungshaltungen zurecht zu kommen oder um Sanktionen zu vermeiden. Analoge *normimmanente* Prinzipien der Transformation kollektiver Erwartungen in individuelle Ziele fehlen in der sozialwissenschaftlichen Literatur dagegen weitgehend. Die bekannteste Möglichkeit wird vermutlich in der *Internalisierung* von Normen gesehen. Durch die Annahme der Internalisierung verliert das normative Paradigma zwar weitgehend seinen externen Zwangscharakter, setzt sich aber umso mehr der Kritik einer „Übersozialisierung“ und Determinierung des Handelns aus (Frank, 1993). Zudem ist und bleibt der Begriff der Internalisierung deutlich unterspezifiziert. Als Erklärung werden häufig nur andere, ebenso wenig spezifizierte Begriffe genannt, etwa die der *Verinnerlichung* oder der *Verankerung* (vgl. Schneider, 2002). Eine denkbare Alternative wäre, die Internalisierung von Normen mit der Übernahme normativer Ziele in eine Präferenzstruktur gleichzusetzen (vgl. Anderson, 2000). Diese Alternative ist jedoch bislang rein deskriptiv geblieben, das heißt hat kaum Aufschlüsse über die Mechanismen, die einer „internalisierten“ Normbefolgung zu Grunde liegen, geben können (Ensminger & Henrich, im Druck).

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum es in den letzten 20 Jahren zunehmend Versuche gegeben hat, rationale und normorientierte Handlungsmodelle miteinander zu verbinden (Horne, 2001). So sieht etwa James Coleman (1991), einer der Hauptvertreter der Rational-Choice Theorie, das zentrale Problem des normativen Paradigmas darin, dass es vom Akteur als einem bereits sozialisierten Element sozialer Einheiten ausgeht. Die Frage nach der Entstehung sozialer Ordnung könne daher im normativen Paradigma überhaupt nicht adäquat gestellt werden. Gerade das Wechselspiel zwischen eigenen Zielen und Überzeugungen und den Beschränkungen durch gesellschaftliche Erwartungen ist Coleman zufolge nämlich nicht Bestandteil des normativen Paradigmas. Dass man darüber geteilter Meinung sein kann, soll nicht zuletzt dieser Beitrag zeigen.

Von Seiten der klassischen Rational-Choice Theorie wird zumeist die Ansicht vertreten, dass sich Normen aus rationalem Handeln überhaupt erst entwickeln; vor allem, weil sie Koordinations- und Kooperationsprobleme lösen (Coleman, 1991; Schmid 2004, S. 209f.; für eine ähnliche funktionale Sicht in der Philosophie siehe etwa Bicchieri, 2006). Diese Ansicht über die Beziehung von rationalen und normativen Verhaltensorientierungen nimmt für sich jedoch nicht primär in Anspruch, die *Befolgung* sozialer Normen zu erklären. Sie hält hingegen die Erklärung der Entstehung von Normen für das zentrale soziologische Problem, dessen Lösung als elementar für die Überwindung des Mikro/Makro-Dualismus angesehen wird (Coleman, 1991; Horne, 2001).

Der Fokus dieser soziologischen Tradition auf die Entstehung sozialer Normen mag durchaus richtig und wichtig für das Mikro/Makro-Problem – und damit die Entstehung sozialer Ordnung – sein; ihre Einschätzung, die Frage der Entstehung von Normen sei wichtiger als die Frage nach ihrer Befolgung, er-

scheint mir jedoch vergleichsweise kühn. Ebenso wagemutig ist die Position, Normen ausschließlich als Bestandteile sozialer Makrosysteme (*system-level properties*) aufzufassen (Bendor & Swistak, 2001; Coleman, 1991). Denn dadurch wird die Sicht auf zentrale Mechanismen verstellt, die überhaupt zur Normbefolgung führen. Umso erstaunlicher ist es – wie auch Siegwart Lindenberg (2008) als Vertreter der Rational-Choice Tradition feststellt – dass die Frage der Normbefolgung bislang in den Sozialwissenschaften vergleichsweise wenig Beachtung gefunden hat.

Im Folgenden möchte ich versuchen, dieses Versäumnis ansatzweise nachzuholen. Dazu entwickle ich das Argument, dass die Kenntnis der Mechanismen der Normbefolgung zur Erklärung der Entstehung sozialer Ordnung unverzichtbar ist, und dass diese Mechanismen ohne die Berücksichtigung von Affekten und Emotionen nicht umfassend abgebildet werden können (vgl. hierzu auch den Beitrag von Reisenzein in diesem Band). Die Argumentation ist in drei Schritten aufgebaut. Erstens werde ich akteurzentrierte Definitionen von Normen diskutieren und dabei erörtern, welche Erklärungen üblicherweise für die Befolgung von Normen angeführt werden und wie sie prinzipiell um emotionale Mechanismen ergänzt werden können. Zweitens werde ich aktuelle Ansätze aus der Psychologie und Philosophie zur Rolle von Emotionen bei der Beurteilung von Normkonformität darstellen. Ich werde zudem skizzieren, unter welchen Bedingungen diese Ansätze einer soziologischen Erklärungsabsicht dienlich sein können. Drittens werde ich Überlegungen dazu anstellen, inwieweit – angesichts emotionsbasierter Mechanismen der Normbefolgung – auch die sonst in den Sozialwissenschaften nur marginal betrachteten deskriptiven Normen eine wichtige Rolle bei der Erklärung sozialer Ordnung spielen können.

2. Was sind Normen und warum werden sie befolgt?

Soziale Normen als Handlungsgrundlage sind vor allem in der sozialen Interaktion relevant. Die soziale Interaktion ist für die Entstehung sozialer Ordnung deshalb so bedeutend, weil sie Ausgangspunkt regelmäßiger und stabiler Interaktionsrituale ist, die sich zu größeren sozialen Strukturen verfestigen und zur Entstehung sozialer Ordnung beitragen können (Collins, 2004). Dass solche Interaktionszusammenhänge bestimmten Regeln unterliegen, zeigt sich an der Vielzahl sozialer Normen, die sich auf Interaktionsprobleme beziehen. Dazu gehört, wie wir Güter und Dienstleistungen tauschen, gemeinsame Pläne schmieden, wie wir kooperieren oder wie wir uns begrüßen. Nach Siegwart (2010 und in diesem Band) sind mit diesen Normen vor allem bedingte Handlungsanleitungen gemeint, die sich auf andere Akteure und deren Handlungen beziehen, exemplarisch etwa „Mit vollem Mund spricht man nicht!“ und „Was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg’ auch keinem anderen zu.“

Ganz ähnlich liest sich auch der Großteil der sozialwissenschaftlichen Definitionen. Dort werden soziale Normen definiert als

„mehr oder weniger verbindliche, allgemein geltende Vorschriften für menschliches Handeln. Soziale Normen legen fest, was in spezifischen und sich wiederholenden Situationen geboten oder verboten ist, und können als Spezifikationen allgemeiner soziokultureller Wertvorstellungen aufgefasst werden. Sie werden im Sozialisationsprozess internalisiert und durch Sanktionen abgesichert.“ (Peuckert, 2000, S. 217)

Nun gibt es unterschiedliche Auffassungen darüber, wie genau Normen als Vorschriften zu verstehen sind. So hebt etwa Cristiano Castelfranchi (2001, S. 31) das explizite Wissen um Normen ausdrücklich hervor. Er ist der Auffassung, dass normorientiertes Verhalten sich intentional und bewusst an der Norm orientiert und auf explizitem Wissen über die Norm basiert. Diese Sicht betrachtet also die mentale Repräsentation einer Verhaltenserwartung als Bestandteil von sozialen Normen. Alternativ werden Normen schlicht als regelmäßige Handlungsmuster definiert, die immer dann auftreten, wenn Akteure auf ein externe Effekte verursachendes Verhalten anders reagieren als auf ein Verhalten, das keine solchen Effekte verursacht (Horne & Cutlip, 2002, S. 286). So ist auch Robert Axelrods (1986, S. 1097) Standpunkt zu verstehen: Normen existieren stets in dem Maß, in dem Akteure sich auf eine bestimmte Weise verhalten und mit Sanktionen rechnen müssen, wenn sie von diesem Verhalten abweichen. Diese Definition verzichtet auf die Annahme einer mentalen Repräsentation der Norm und bezieht sich lediglich auf das beobachtbare Verhalten (siehe dazu auch die Beiträge von Baumann und Petersen in diesem Band).

Entsprechend strittig bleibt in der soziologischen Diskussion die Frage nach der Verortung sozialer Normen: Sie werden alternativ der Makroebene oder aber dem individuellen Akteur zugerechnet. So vertritt Coleman (1991, S. 311) die Auffassung, Normen seien Eigenschaften eines sozialen Makrosystems und nicht der Akteure eines solchen Systems. Als Eigenschaften eines Makrosystems begrenzen Normen den Handlungsradius, indem sie die Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Handlungsoptionen einschränken und auf einen gesellschaftlich festgelegten Korridor reduzieren. Trotz der Annahme, dass Normen auf der Makroebene angesiedelt sind, basieren sie aber auch nach Coleman (1991) letztlich auf individuellen zielgerichteten rationalen Handlungen beziehungsweise gehen aus diesen hervor (Coleman, 1991, S. 315).

Auf der anderen Seite wird argumentiert, dass Normen mentale Objekte seien und als solche auf propositionalen Einstellungen mit semantischem Gehalt basieren. Nach dieser Auffassung (z. B. Conte & Castelfranchi, 1995) sind Normen bestimmte Konfigurationen von Überzeugungen und Zielen, so dass in erster Linie zu klären ist, warum Akteure überhaupt auf Normen ansprechen und wie sie normative Überzeugungen in normative Ziele transformieren (Conte & Castelfranchi, 1995, S. 192). Die Entstehung normativer Überzeugungen wird

zumeist sozialisationstheoretisch, durch den Prozess der Internalisierung erklärt. Die Transformation einer normativen Überzeugung in das bewusst verfolgte Ziel, normkonform zu handeln, ist dagegen deutlich schwieriger zu erklären. Die Beantwortung gerade dieser Frage kann jedoch maßgeblich zur Klärung der Entstehung sozialer Ordnung beitragen (vgl. Castelfranchi, 2001, S. 6).

Häufig wird die Entstehung normorientierter Ziele mit den individuellen oder gesellschaftlichen *Funktionen* von Normen erklärt. Geht man davon aus, dass Normen innerhalb sozialer Einheiten entstehen, ist die Annahme plausibel, dass sie im Allgemeinen funktional für die sozialen Einheiten sind. Solche Funktionen sind nicht schwer zu finden: Wie Popitz (2006) argumentiert, werden die Handlungen Anderer erst in sozial normierten sozialen Einheiten vorhersagbar und berechenbar. Normen stellen Erwartungssicherheit her und stabilisieren soziale Zusammenhänge. Sie fördern Kohäsion, reduzieren Konflikte und tragen zur gemeinschaftlichen Wohlfahrtsmaximierung bei (Ellickson, 1991).

Eine solche funktionale Erklärung von Normen legt nahe, dass Normkonformität aus Gründen individueller oder kollektiver Rationalität erfolgt. Die Reduktion von Komplexität und das Gelingen von Koordination können also durchaus als Ergebnis rationaler Strategien verstanden werden: Normen werden aus rationalem Interesse befolgt, weil sie bewährte und nutzenmaximierende Lösungen für Interaktionsprobleme darstellen beziehungsweise die institutionalisierten Resultate solcher Lösungen sind (Diekmann & Voss, 2003a). Es gibt aber mindestens eine kritische Bedingung, damit diese Funktionen greifen können: Hinreichend viele Akteure müssen sich normkonform verhalten (s. auch den Beitrag von Lahno in diesem Band). Deshalb können funktionale Theorien der Entstehung von Normen auch die Funktion von Sanktionen vergleichsweise gut erklären: Sanktionen sollen Normkonformität sicherstellen, da abweichendes Verhalten die kollektive Nutzenfunktion zerstört (Hechter & Opp, 2001).

Trotzdem möchte ich im Folgenden einige Argumente anführen, die die Problematik funktionaler bzw. rationaler Erklärungen von Normen aufzeigen. Dabei beziehe ich mich vor allem auf den Vorschlag, die Normbefolgung mittels eines individuellen oder kollektiven Nutzenkalküls und durch Sanktionen zu erklären. Obgleich einige der angeführten Kritikpunkte auch auf Theorien des rationalen Handelns per se bezogen werden können, sind sie nicht als Fundamentalkritik daran gedacht. Vielmehr soll deutlich werden, dass gerade der deskriptive Charakter der Theorien des rationalen Handelns dazu beitragen kann, die unterschiedlichen, in diesen Modellen enthaltenen Entscheidungskalküle und Rationalitätsbestimmungen auf ihre Eignung hin zu prüfen (vgl. Diekmann & Voss, 2003b).

Vieles spricht dafür, dass sich das klassische Modell des rationalen Handelns lediglich zur Erklärung eines begrenzten Ausschnitts normativen Verhaltens eignet und dass soziale Normen nicht nur Instrumente der individuellen oder kollektiven Optimierung sind (Elster, 1989, S. 102). So haben Normen, die aus

Gründen der individuellen Nutzensteigerung implementiert werden, nur dann den erwünschten Effekt, wenn hinreichend viele Akteure sie akzeptieren. Dies führt unweigerlich zu einem neuen Koordinationsproblem, nämlich der Abstimmung über die Gültigkeit von Normen.

Auch die in der Literatur genannten Mechanismen der Normbefolgung (z. B. Drohung, Abschreckung, Vergeltung und Reputationsbildung) bergen Probleme: Sofern andere davon ausgehen können, dass ich mich im Fall eines Affronts oder einer unfairen Behandlung stets räche – etwa weil ich den *Hells Angels* angehöre und deren Ehrenkodex ungeachtet der Vergeltungskosten befolge – werden Anfeindungen wohl überlegt sein. Können andere hingegen davon ausgehen, dass ich nur dann Vergeltung übe, wenn es in meinem nutzenmaximierenden Interesse liegt, wird sie das vermutlich kaum von Normverletzungen abhalten. Abschreckung, die auf einem normativen Verhaltenskodex basiert, ist gerade deshalb so effektiv (und auch „irrational“), weil sie die Kosten des Rächers weitgehend ignoriert. Akteure befolgen Normen eben auch dann, wenn sie nicht der individuellen Nutzensteigerung dienen (Elster, 1989, S. 105; 2004, S. 43).

Gleiches gilt für die vermeintliche kollektive Rationalität von Normen. Zwar sind Normen in vielen Fällen sozial funktional; daraus jedoch ein grundlegendes kollektiv-rationales Funktionsprinzip abzuleiten, ist problematisch. Setzt man kollektive Rationalität mit Pareto-Optimalität gleich, müsste in einer Gesellschaft, in der eine spezifische Norm gilt, kein Akteur schlechter und ein wesentlicher Teil der Akteure besser gestellt sein als in einer Gesellschaft, in der diese Norm nicht gilt (Elster, 1989, S. 107f.). Dies mag auf einige Normen zutreffen, keineswegs aber auf alle: Benimmregeln oder modische Normen erfüllen diese Bedingungen zum Beispiel nicht. Sie mögen als Distinktionsinstrumente zwar funktional sein, zeichnen sich jedoch kaum durch kollektive Rationalität aus.

Ein drittes Problem rationaler Erklärungen der Normbefolgung ist die vermeintliche Rationalität der Vermeidung von Sanktionen und von konformem Verhalten. Die Alltagserfahrung zeigt, dass Normen oft auch dann befolgt werden, wenn keine Möglichkeit der externen Sanktionierung besteht. Erwischt man sich beispielsweise an der roten Ampel mit dem Finger in der Nase, so kehrt man umgehend zur guten Kinderstube zurück, sobald weitere Autos auf der Spur nebenan halten – obwohl in diesem Fall meist keine Möglichkeit der Sanktionierung oder des Reputationsverlusts besteht.

Sanktionen werfen überdies die Frage auf, warum wir bereit sind, abweichendes Verhalten sogar in solchen Fällen zu sanktionieren, in denen keine Abschreckungswirkung zu erwarten ist. Eine mögliche Antwort sind Normen, die Sanktionen von Normverletzungen vorschreiben (Axelrod, 1986). Aus Sicht rationaler Erklärungsmodelle der Normbefolgung ist es so lange vorteilhaft, Abweichler zu sanktionieren, wie die Kosten der Sanktionierung niedriger sind als die Kosten, die entstehen, wenn man aufgrund von unterlassener Sanktionie-

rung selbst bestraft wird. Problematisch ist jedoch die Iterierbarkeit dieses Prinzips: Kein Mensch sanktioniert jemanden, der es versäumt hat, jemanden zu sanktionieren, der es versäumt hat, jemanden zu sanktionieren, der es wiederum versäumt hat, den eigentlichen Abweichler zu sanktionieren (Elster, 1989, S. 104).

Aus den genannten Gründen scheinen rein rationale Erklärungsmodelle der Normbefolgung eher unplausibel. Auch spieltheoretische Studien haben die Probleme bzw. „Anomalien“ der rationalen Erklärung von Normen deutlich gemacht (vgl. Camerer, 2003). Angesichts dieser Probleme ist der Versuch unternommen worden, die Entstehung und Befolgung von Normen auf besondere psychologische oder biologische Mechanismen zurückzuführen. So vertritt Popitz (2006) die Auffassung, dass die Normierung neben der Differenzierung das grundlegendste Merkmal einer jeden Gesellschaft ist und folgert daraus unter anderem, dass sich die Universalität von Normen nur erklären lässt, indem man „anthropologische Hypothesen“ in die Analyse einführt.

Diese Möglichkeit soll im Folgenden für den Fall der *Emotionen* als einer solchen „anthropologischen Konstante“ geprüft werden; vor allem mit Blick auf die Zusammenhänge zwischen Emotion und Sanktion. Mehrfach ist in der einschlägigen Literatur darauf hingewiesen worden, dass Sanktionen – von Missfallensbekundungen über den Entzug von Ressourcen und Kooperation bis hin zur Exklusion – nicht nur aufgrund ihrer materiellen Konsequenzen von Bedeutung sind, sondern auch weil der Sanktionierende negative Emotionen wie Geringschätzung, Wut, Ärger und Verachtung zum Ausdruck bringt. Zum Objekt solcher Emotionen zu werden kann sogar als wesentlich schwerwiegender erfahren werden als der Verlust materieller Ressourcen, da diese Emotionen auch den Verlust sozialer Ressourcen signalisieren.

Die Verletzung von Normen führt in den meisten Fällen auch ohne externe, materielle Sanktionen zu negativen Emotionen wie Scham, Schuld oder Verlegenheit; und diese Emotionen können durch die Wahrnehmung der emotionalen Reaktionen der anderen auf die Normverletzung noch verstärkt werden. Vor allem die Scham ist dabei von zentraler Bedeutung, denn in ihr spiegelt sich stets auch die Perspektive des Sanktionierers und sie bezieht das soziale Selbst des Akteurs in die Bewertung einer Sanktion mit ein (Ketelaar & Au, 2003). Scham weist zudem auf die Gefährdung sozialer Bindungen hin und führt in der Konsequenz zu Angst vor dem Verlust der sozialen Bindungen (Scheff, 1997; Scheff & Retzinger, 2000).

Die Scham, ebenso wie die übrigen „moralischen Emotionen“ (Tangney, Stuewig, & Mashek, 2007) sind deshalb so wichtig für die Befolgung von Normen, weil sie Normverletzungen auf *nicht semantisierte Weise* signalisieren: Es bedarf keiner bewussten Reflexion über einen Handlungszusammenhang, um einer Normverletzung gewahr zu werden. Das Erleben negativer Emotionen oder ihre Antizipation – entweder als Resultat externer Sanktionen oder eigener

spontaner Bewertungen – kann folglich Konformität mit sozialen Normen motivieren.

Auch wenn es zunächst so scheinen mag, als gingen Emotionen in die Bewertung von Handlungsoptionen genauso ein wie Preise oder Kosten, können Prozesse dieser Art kaum als „rational“ im Sinne der klassischen Entscheidungstheorien verstanden werden. Denn der Einfluss von Emotionen findet auf einer nicht-symbolischen Ebene statt und ist bewussten Entscheidungsprozeduren nur bedingt zugänglich. Emotionen lassen sich zwar formal in Präferenz- und Nutzenfunktionen integrieren, verlieren dann aber das Potenzial mechanistischer Erklärungen (vgl. Loewenstein & Lerner, 2003).

Das Zusammenspiel von Sanktionen und Emotionen ist für die Befolgung sozialer Normen aber noch aus einem weiteren Grund von Interesse, nämlich für die Erklärung des sogenannten „altruistischen“ Sanktionierens. Zahlreiche spieltheoretische Experimente zeigen, dass Personen die Verletzung von Fairnessnormen auch dann sanktionieren, wenn sie keinerlei „rationalen“ Vorteil (etwa in Form von Abschreckung, Reputationsbildung oder spätere materielle Belohnung) daraus ziehen können (Fehr & Fischbacher, 2004; Fehr & Gächter, 2002). Ganz im Gegenteil: durch die „altruistischen“ Sanktionen entstehen ihnen sogar Kosten. Diese experimentell nachgewiesene Bereitschaft zum altruistischen Sanktionieren kann als eine wichtige Grundlage der Aufrechterhaltung von sozialen Normen und der Reproduktion sozialer Ordnung betrachtet werden (Falk, Fehr & Fischbacher, 2005, S. 2028).

Aber warum sanktioniert man unter diesen Bedingungen überhaupt? Welche Mechanismen liegen diesem Verhalten zu Grunde? Eine Erklärung findet sich in wieder im Bereich der Emotionen: Aus der Alltagserfahrung ebenso wie aus empirischen Studien ist bekannt, dass die Verletzung von Normen zu Emotionen wie Wut und Verärgerung gegenüber dem Normverletzer führt; und diese Gefühle werden umso stärker empfunden, je drastischer die Normverletzung ausfällt (Fehr & Gächter, 2002). Bemerkenswert ist, dass diese Emotionen nicht als bloße Reaktionen auf einen entgangenen materiellen Gewinn interpretiert werden können; denn wird in spieltheoretischen Experimenten der normverletzende Spieler durch einen Computer ersetzt, treten sie praktisch nicht mehr auf (Sanfey, Rilling, Aronson, Nystrom & Cohen, 2003).

Emotionen wie Wut und Empörung über einen Normverletzer können als ein wichtiges Motiv der Sanktionierung gesehen werden, das in klassischen Nutzenkategorien nur schwer erklärbar ist. Zudem wurde gezeigt, dass die Implementierung von Sanktionen diese negativen Gefühle der Verärgerung reduziert und zu positiven Gefühlen wie Genugtuung und Befriedigung führt. Die Antizipation dieser positiven Gefühle kann ein weiterer Anreiz sein, um Sanktionen auch unter Inkaufnahme eigener, materieller Kosten zu implementieren (de Quervain et al., 2004; Rilling et al., 2002; Spitzer et al., 2007; Stephen & Pham, 2008).

Als Zwischenfazit kann festgehalten werden, dass Emotionen für die Befolgung von Normen offenbar in zweifacher Hinsicht von Bedeutung sind: Erstens können Scham und Schuld auf Seiten des Normverletzers sowie Wut, Ärger und Empörung auf Seiten der Geschädigten als Sanktionstatbestände *sui generis* verstanden werden. Auf Seiten des Normverletzers liegt die besondere Funktion von Emotionen darin, dass sie auch in Abwesenheit Dritter und entsprechender externer Sanktionen wirksam sind. Zweitens motivieren diese Emotionen – trotz hoher Kosten und ohne zu erwartende Effekte für zukünftige Interaktionen – die altruistische Sanktionierung von Normverletzungen.

3. Die intuitiv-affektive Beurteilung von Normkonformität

Die bisherigen Überlegungen zur Rolle von Emotionen bei der Normbefolgung beziehen sich vor allem auf Kooperationsnormen und -probleme im weitesten Sinn sowie auf die Sanktionierung abweichenden Verhaltens. Eingangs wurde jedoch implizit die These aufgestellt, dass emotionale Mechanismen der Normbefolgung eine grössere Bandbreite von Normen abdecken. Diese These gilt es zu begründen. Auch wurde bislang nicht erörtert, wie wir überhaupt zu Urteilen darüber gelangen, ob eigene Handlungen oder das Handeln Anderer mit geltenden Normen übereinstimmen. Solche Urteile scheinen aber eine unabdingbare Voraussetzung für die Kontrolle des eigenen und die Sanktionierung des Handelns anderer zu sein.

Zur Klärung dieser Fragen möchte ich im Folgenden einige aktuelle Ansätze aus der Psychologie und Philosophie vorstellen, die sich mit den affektiven Komponenten von normativen Urteilen befassen. Mein Anliegen dabei ist es nicht, eine erschöpfende Übersicht über die philosophische oder psychologische Literatur zu Normen, Emotionen und dem Urteilsvermögen vorzulegen. Stattdessen soll ein zentraler Gedanke aus dieser Literatur aufgegriffen und auf seine soziologische Anwendbarkeit hin geprüft werden: Nämlich der Gedanke, dass die Beurteilung von Normkonformität (auch) auf affektiven Mechanismen beruht.

Seit einiger Zeit sind in der Psychologie und Philosophie verstärkt Bestrebungen zu beobachten, die affektiven Grundlagen der Beurteilung von Normkonformität zu ergründen. Besondere Aufmerksamkeit haben dabei die von J. Haidt (2001) als „sozial-intuitionistisch“ (*social intuitionist*) bezeichneten Ansätze gefunden. Dazu zählen neben Haidts (2001) eigenen Arbeiten vor allem die Überlegungen von Shaun Nichols (2004) (*sentimentalism*) und von Jesse Prinz (2007) (*emotivism*).

Diese Ansätze entwickeln in Abgrenzung zu rationalistischen moralpsychologischen Theorien – etwa denen von Piaget (1932) oder Kohlberg (1969) – das Argument, dass normativ-moralische Urteile nicht in erster Linie auf bewusstem

Denken beruhen, sondern dass dafür vor allem unbewusste, intuitive Prozesse und Affekte von Bedeutung sind.

In Anlehnung an die Tradition der auf Hume (1739) zurück gehenden *moral sense* Theorien vertreten die modernen Intuitionisten die Position, dass moralisch-normative Urteile – wie Hume (1739) schreibt – auf ähnliche Weise gefällt werden wie ästhetische Urteile; nämlich intuitiv: Sie beruhen auf einem unmittelbaren und oft untrüglichen Gefühl dafür, was richtig oder falsch bzw. moralisch gut oder schlecht sei. Dieses moralische Empfinden resultiere, so die modernen Intuitionisten, aus intuitiven und unbewussten Prozessen der Urteilsfindung. Zur Präzisierung dieses Gedankens greifen sie auf die Tradition der sogenannten *dual-process*-Theorien in der Psychologie zurück (z. B. Evans, 2008). Diese Theorien postulieren zwei unterschiedliche Systeme der Informationsverarbeitung: Einerseits ein „intuitives“ System, das zügig und automatisch operiert, auf paralleler Informationsverarbeitung basiert und der bewussten Kontrolle kaum zugänglich ist. Andererseits ein deliberatives System, das deutlich langsamer, intentional und kontrolliert arbeitet, bewusstes Denken beinhaltet und Informationen seriell verarbeitet (Bargh & Chartrand, 1999; Evans, 2008; Haidt, 2001; Sloman, 1996).

Als „moralische Intuition“ bezeichnen die modernen Intuitionisten die unwillkürliche Entstehung und Bewusstwerdung von moralisch-normativen Urteilen ebenso wie von Gefühlen im „intuitiven System“; also ohne dass bewusste Prozesse des Nachdenkens, Abwägens oder Schlussfolgerns durchlaufen werden. Solche Prozesse, sofern sie überhaupt auftreten, dienen nur der nachträglichen Rationalisierung eines bereits intuitiv gefällten Urteils (Haidt, 2001, S. 820). Mit diesen Annahmen sehen sich die moralischen Intuitionisten in Übereinstimmung mit einer neueren, insbesondere in der Sozialpsychologie populären Denkrichtung, die davon ausgeht, dass zahlreiche und möglicherweise sogar die Mehrzahl der alltäglichen Entscheidungs- und Urteilsfindungsprozesse vor allem in sozialen Gegenstandsbereichen automatisch, unbewusst und weitgehend unter Ausschluss der willentlichen Kontrolle abläuft (Bargh & Chartrand, 1999; Evans, 2008).

Aber wie entstehen nun diese gefühlsbasierten Urteile genau? Intuitive, automatische Prozesse sind nicht einfach identisch mit Affekten oder Emotionen. Neuere Emotionstheorien, vor allem die sogenannten Einschätzungstheorien der Emotion, gehen vielmehr davon aus, dass automatische Prozesse für die Auslösung von Emotionen sehr wohl relevant sind (Barrett, Ochsner & Gross, 2007; Clore & Ortony, 2000; Reisenzein, 2001; Smith & Kirby, 2001). Im Gegensatz zu Theorien, die Affekte als nicht-kognitive Prozesse darstellen, nehmen die Einschätzungstheorien im Einklang mit den *dual-process* Modellen an, dass automatische kognitive Prozesse (wie rudimentär auch immer) oft die Voraussetzung für affektive Bewertungen – also auch für moralisch-normative Intuitionen – sind. Die automatischen kognitiven Bewertungsprozesse lassen sich als

Prozesse des Musterabgleichs und der schematischen Informationsverarbeitung verstehen und sind unbewusst. Erst die daraus resultierenden Affekte verleihen ihren Ergebnissen phänomenale Valenz und einem „intuitiven“ Urteil seine charakteristische Gefühlsfärbung.

Diese Gefühlsfärbung intuitiver Urteile ist sowohl für die *post hoc* Rationalisierung dieser Urteile als auch für auf ihnen basierenden Handlungen und Entscheidungen zentral. So zeigt die sozialpsychologische Emotionsforschung, dass die affektiven Komponenten intuitiver Urteile nachfolgende, deliberative Urteils- und Entscheidungsprozesse und die Handlungsplanung beeinflussen (z. B. *affect-as-information*-Modelle; Clore & Huntsinger, 2007; vgl. von Scheve, 2009, S. 202-249). Die intuitiven Gefühle, die bei der Beurteilung von Normkonformität auftreten, sind deshalb ohne Zweifel auch für die Erklärung der Normbefolgung von Bedeutung. Die Idee der automatischen Entstehung von Gefühlen ist deshalb eine wichtige Ergänzung der oben skizzierten Rolle von Emotionen als „internalisierten“ Sanktionen und als Signalgeber bzw. Motivator von (altruistischer) Sanktionierung.

Wo liegen nun die Probleme dieser intuitiven Ansätze und wie sieht es mit ihrer Übertragbarkeit auf soziologische Fragestellungen aus? Die Mehrzahl der intuitiven Ansätze bezieht sich ausdrücklich – um nicht zu sagen ausschließlich – auf die Beurteilung moralischer Normen. Und zwar nicht deshalb, weil andere Normen, etwa soziale Konventionen, außerhalb ihres Interessenbereichs lägen, sondern weil intuitive Urteile im normativen Bereich mehr oder weniger exklusiv für die „moralische Sphäre“ seien (Haidt, 2001; Nichols, 2004; Prinz, 2007). Als Begründung dieser These wird auf die entwicklungspsychologische Literatur Kohlbergscher Prägung verwiesen, die moralische Normen und soziale Konventionen als Gegensatzpaare konstruiert. Soziale Konventionen wie Tischmanieren, Begrüßungsformen oder Kleiderordnungen sind demnach vergleichsweise arbiträr, wenig präskriptiv, sozial differenziert, koordinationsorientiert und autoritätsabhängig. Moralische Normen, wie etwa Fairnessnormen oder Normen gegen körperliche Schädigung oder Betrug werden hingegen als stark präskriptiv, als unabhängig von Autoritäten und sozialen Institutionen sowie als räumlich und zeitlich universal beschrieben. Dieses Unterscheidungsmuster wurde empirisch in unterschiedlichen Altersklassen und Kulturen wiederholt bestätigt (vgl. Nucci, 2001; Smetana, 1993; Turiel, 1983).

Anders als Kohlberg erklären die intuitiven Ansätze diese Bewertungsmuster aber nicht durch die ontogenetische Entwicklung, sondern evolutionstheoretisch: Sie argumentieren, dass moralische Intuitionen und die entsprechenden Gefühle im Laufe der Evolution aufgrund unterschiedlicher Anpassungserfordernisse entstanden seien und vor allem dazu dienen, das Zusammenleben in Gemeinschaften und Gesellschaften zu regulieren. Dementsprechend wird eine Reihe grundlegender, universeller „Moralmodule“ postuliert, die sich vorzugsweise auf die Gegenstandsbereiche körperliche Integrität, Fairness, Reziprozität, Loya-

lität, Autorität und das Sakrale beziehen und die für die Entstehung intuitiver moralischer Urteile verantwortlich sein sollen (Fiske, 1992; Haidt & Graham, 2009; Haidt & Joseph, 2004; Shweder, Much, Mahapatra & Park, 1997). Als Belege dafür werden psychopathologische (Nichols, 2004) und primatologische (Haidt, 2001) Studien angeführt. Letztere sollen zeigen, dass bestimmte „protomoralische“ und sozial regulative Verhaltensweisen auch in einigen Primatenarten vorkommen, obwohl die kognitiven Fähigkeiten und sprachbasierten Denkprozesse – analog dem deliberativen System – bei Primaten nur rudimentär ausgeprägt sind (Haidt, 2001, S. 826).

Pointiert lassen sich die intuitiven Ansätze dahingehend interpretieren, dass moralische Normen im Vergleich zu sozialen Konventionen deshalb so wirkmächtig sind, weil sie über einen evolutionär bedingten Zugang zu intuitiven und affektiven Moralurteilen verfügen. Aus diesem Grund werde die Verletzung moralischer Normen prinzipiell als schwerwiegender empfunden als die Verletzung sozialer Konventionen (Nichols, 2002 und 2004). Die Moralmodule können allerdings durch Lernen, Sozialisation und die Einbettung in kulturelle Praktiken an die spezifischen Bedingungen und Anforderungen unterschiedlicher Kulturen und Gesellschaften angepasst werden. Insofern muss man auch davon ausgehen, dass die affektiven Komponenten moralischer Intuitionen durch Lernprozesse beeinflussbar sind.

Wie ich später noch darstellen werde, sprechen neuere Arbeiten zu den sozialen Einflüssen auf die automatische, unbewusste Entstehung von Affekten durchaus für eine solche Plastizität. Wenig spricht hingegen dafür, dass intuitiv-affektive Urteile auf die „moralische Sphäre“ begrenzt sind. Sofern sich eine affektiv-intuitive Untermauerung von Normen empirisch für eine Vielzahl unterschiedlicher Normtypen nachweisen lässt, mag die Annahme evolutionär bedingter moralischer Urteile zwar nach wie vor haltbar sein; ihre exklusive Untermauerung mit Affekten ist es jedoch kaum. Eine Begrenzung der Rolle von Emotionen auf moralische Urteile schränkt die Erklärungskraft des intuitiven Modells unnötig ein und ist nach meinem Dafürhalten auch mit Alltagsbeobachtungen kaum in Einklang zu bringen. Ich möchte daher dafür argumentieren, dass die intuitiv-affektive Untermauerung von Normen nicht auf die Gegenstands- oder Konsequenzbereiche evolutionär bedingter „Moralmodule“ begrenzt ist. Erstens kann bezweifelt werden, dass die üblicherweise genannten Merkmale moralischer Normen (universelle Gültigkeit, Unabhängigkeit von Autoritäten, Schwere der Konsequenzen) ausschließlich auf moralische Normen zutreffen. Zweitens kann bezweifelt werden, dass die Verletzung typischer moralischer Normen in den entsprechenden Gegenstandsbereichen (Schädigung, Fairness, Reziprozität, Loyalität und Autorität) prinzipiell analog zu den genannten Merkmalen moralischer Normen als besonders schwerwiegend, unabhängig von Autoritäten und universell „falsch“ bewertet wird („moralisches Bewertungsmuster“). Und drittens kann bezweifelt werden, dass intuitiv-

affektive Prozesse ausschließlich Bewertungen entlang dieses „moralischen“ Bewertungsmusters hervorrufen.

Die erste Annahme lässt sich mit dem Hinweis auf Normen, die ekelerregendes Verhalten regulieren, entkräften. So zeigen neuere Studien, dass Bewertungen von ekelerregende Verhaltensweisen – wie etwa das Spucken in das eigene Glas bei Tisch oder das Schnäuzen in das Tischtuch – im Alltag ähnlich gesehen werden wie moralische Verfehlungen: nämlich als autoritätsunabhängig, vergleichsweise schwerwiegend und von universaler Gültigkeit (Nichols, 2002). Die zweite Annahme ist deshalb problematisch, weil sich der Großteil der vorhandenen Studien mit Normverletzungen beschäftigt hat, die Kinder und Jugendliche bzw. deren Lebenswelt betreffen (*moral/conventional task*). Erweitert man den Fokus auf Normverletzungen in anderen sozialen, kulturellen und historischen Kontexten, dann zeigt sich, dass diese oft nicht als moralische Verfehlungen bewertet werden (Kelly, Stich, Haley, Eng & Fessler, 2007). Auch die dritte Annahme, dass intuitiv-affektive Prozesse vor allem moralische Urteile beeinflussen, ist zweifelhaft. Man denke etwa an Stanley Milgrams berühmte U-Bahn Experimente, in denen Studierende U-Bahn-Fahrgäste willkürlich und ohne erkennbaren Grund um ihren Sitzplatz bitten. Die meisten Fahrgäste überlassen ihre Plätze bereitwillig, die Studierenden berichten jedoch von einer geradezu physisch schmerzhaften Scham, die sie angesichts dieser Normverletzung empfanden (Milgram & Sabini, 1978). Als weiteres Beispiel können die Essgewohnheiten anderer Kulturen gelten, die mitunter starke affektive Reaktionen hervorrufen können, die zwar zu negativen Bewertungen dieser Esspraktiken führen, jedoch nicht notwendigerweise solchen moralischer Art.

Um diese Probleme zu bewältigen, muss meines Erachtens die evolutionäre Perspektive nicht grundsätzlich aufgegeben werden. Stattdessen kann man argumentieren, dass sich im Laufe der Evolution spezifische Kapazitäten entwickelt haben, die eine Verarbeitung *deontologischer Regeln* begünstigen und mit intuitiven Affekten untermauern, wobei diese Regeln sich aber auf ganz unterschiedliche Gegenstandsbereiche beziehen können. Dafür möchte ich im Folgenden argumentieren. Ich werde also einen alternativen Ansatz skizzieren, der nicht mit dem schwierigen Problem der Differenzierung von sozialen und moralischen Normen zu kämpfen hat, gleichwohl aber die Bedeutung von Emotionen für die Beurteilung von Normkonformität hervorhebt.

4. Intuitive Affekte und die Aktivierung von Normen

Dass Affekte und Emotionen bei der Bewertung und Befolgung von Normen eine wichtige Rolle spielen, ist aus den vorangehenden Ausführungen deutlich geworden. Nach wie vor unbeantwortet bleibt jedoch bleibt die Frage nach dem genauen Zusammenhang zwischen den affektiven Mechanismen der Normbe-

folgung und den besonderen Eigenschaften derjenigen Normen, die diesen Mechanismen zugänglich sind.

Zu dieser Frage hat de Sousa (2006) kürzlich bemerkt, dass sie vor allem empirisch zu klären sei. Ungeachtet dessen gibt es nach meinem Dafürhalten eine Reihe guter theoretischer Argumente, die dafür sprechen, dass Emotionen nicht nur für solche Normen relevant sind, die als autoritätsunabhängig und universal gültig betrachtet werden oder deren Verletzung als schwerwiegend betrachtet wird – Merkmale, die zumeist für moralische Normen im Unterschied zu sozialen geltend gemacht werden. Emotionen können m. E. für alle Normen relevant sein. Damit dies geschieht, muss erstens eine normative Theorie (ein Normsystem) existieren, die entsprechende Handlungsregeln bereithält; und zweitens muss die Aktivierung und Verarbeitung dieser Regeln intuitiven Affekten zugänglich sein, die zu einer erhöhten Sensibilität gegenüber regelbezogenen Kognitionen und Handlungen führen.

Diese Sicht entspricht im Grundsatz dem von Shaun Nichols verfolgten intuitiven Ansatz der *affect-backed norms*. Im Unterschied zu Nichols (2002) gehe ich jedoch nicht davon aus, dass intuitive Affekte ausschließlich aufgrund der erwarteten Schädigung und des Leids anderer Akteure angesichts einer Normverletzung entstehen. Stattdessen konzentriere ich meine Argumentation auf die Annahme, dass die Verknüpfung von normativen Regeln mit Affekten primär während der Sozialisation erlernt wird und prinzipiell unabhängig von den Konsequenzen einer Normverletzung ist. Wie lässt sich diese Verknüpfung weiter spezifizieren?

Betrachtet man die eingangs erwähnten Theorien der Emotionsentstehung, dann zeigt sich, dass die Verknüpfung automatischer affektiver Reaktionen und sozialer Situationen integraler Bestandteil der Emotionsentstehung ist und auf nahezu sämtliche Gegenstandsbereiche der sozialen Welt zutrifft – nicht nur auf die Gegenstandsbereiche der postulierten Moralmodule. Im Allgemeinen resultieren Affekte und Emotionen aus der Einschätzung subjektiv relevanter Ereignisse. Diese Einschätzungen stellen Relationen her zwischen auslösenden Ereignissen auf der einen Seite und den Wünschen und Überzeugungen eines Akteurs auf der anderen Seite. Ereignisse werden dabei auf unterschiedlichen Dimensionen eingeschätzt, wobei neben der Zielerreichung auch die Normkongruenz eine zentrale Dimension ist (Roseman & Smith, 2001; Sander, Grandjean & Scherer, 2005). Die subjektive Bedeutung eines Ereignisses, die letztendlich eine Emotion auslöst, kann dabei vereinfacht gesagt entweder deliberativ hergeleitet (das heißt, aktiv berechnet) oder assoziativ aktiviert werden, etwa durch den Abruf eines gespeicherten Schemas. Analog zu den Annahmen der *dual-process*-Theorien verläuft die aktive Berechnung bewusst und zeitintensiv, die assoziative Aktivierung unbewusst und unmittelbar (Clore & Ortony, 2000; Reisenzein, 2001; Smith & Kirby, 2001).

Bei dieser Dualität muss es aber nicht bleiben: Aktive Einschätzungen können durch wiederholte Erfahrung und Habitualisierung in assoziative Einschätzungen überführt werden, die – wenn man so will – „schematische“ Affekte hervorrufen. Man denke etwa an Prüfungsangst. Diese Affekte basieren zwar auf komplexen sozialen Informationen, werden aber dennoch intuitiv und automatisch ausgelöst (Fiske, 1982; Reisenzein, 2001). Auch werden Einschätzungen nicht immer individuell vorgenommen, sondern können in der sozialen Interaktion zwischen Akteuren vermittelt werden. So kann ich mich durchaus vor einem Terroranschlag fürchten, ohne jemals selbst Opfer oder auch nur Augenzeuge gewesen zu sein (vgl. Manstead & Fischer, 2001).

Beide Modi der Emotionsentstehung lassen folglich die Möglichkeit einer sozialen Prägung und Strukturierung zu. Dagegen ist die Möglichkeit der Emotionsentstehung durch „angeborene“ bzw. biologisch bedingte Einschätzungen – wie sie die intuitiven Modelle des moralischen Urteils suggerieren – auf wenige Auslösereize begrenzt, und auch in Bezug auf diese herrscht weitgehend Uneinigkeit (Damasio, 1994).

Mit Blick auf die affektive Untermauerung von Normen ist aus dieser Sicht von Bedeutung, welche Ereignisse überhaupt als relevant bzw. irrelevant für eine Einschätzung auf der Dimension „Normkongruenz“ eingestuft werden. Aus sozialisationstheoretischer Perspektive kann man argumentieren, dass im Laufe der Sozialisation und durch die Einbettung in unterschiedliche soziale Netzwerke bestimmte Klassen von Handlungen, Ereignissen und Situationen mit bestimmten Klassen affektiver Reaktionen verknüpft werden; entweder durch subjektive Erfahrungen oder durch soziales Lernen. Ähnliches postuliert für die physiologische Ebene Damasio (1994) Hypothese der „somatischen Marker.“

Welche Handlungen in welchen Situationskontexten mit positiven oder negativen affektiven Reaktionen verknüpft werden, hängt deshalb meist nicht von situationsinhärenten Parametern ab, sondern von den affektiven Reaktionen anderer Akteure, deren Bewertung und Deutung der betreffenden Handlungen sowie den eigenen Deutungen und subjektiven Erlebnissen, die mit solchen Handlungen in der Regel einhergehen.

Wenn jemand als Kind beispielsweise regelmäßige körperliche Züchtigung erfahren hat, dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass die körperliche Schädigung (auch anderer Personen) andere affektive Reaktionen hervorruft als bei Personen, die mit solchen fragwürdigen Erziehungsmethoden nie konfrontiert wurden. Dass heißt nicht, dass eine solche Sozialisation zwingend zu fehlenden negativen affektiven Reaktionen bei der Beurteilung körperlicher Schädigung führt – auch das Gegenteil ist denkbar. Welche Richtung diese Prägung nimmt, hängt unter anderem von dem im Lauf der Sozialisation erworbenen Normensystem ab.

Die Einschätzungstheorien der Emotion legen also nahe, dass intuitive affektive Reaktionen auf vermeintlich „moralische“ oder „soziale“ Normverstöße

nicht aus den besonderen Qualitäten solcher Normen resultieren müssen, sondern ebenso aus den erlernten Einschätzungsmustern in entsprechenden Handlungskontexten hervorgehen können. Ob man also auf die (potenzielle) Verletzung sozialer Konventionen wie Tischmanieren, Begrüßungsregeln oder Kleiderordnungen mit ebenso starken negativen Affekten reagiert wie auf Unfairness, Betrug oder körperliche Schädigung, ist in erster Linie eine Frage, wie stark, salient und mit welchen Sanktionen behaftet diese Normen während der Sozialisation erlernt und mit welchen affektiven Reaktionen sie verknüpft wurden. So ist problemlos denkbar, dass in bestimmten Kulturen, Milieus oder Schichten die Einhaltung der Tischmanieren erheblich wichtiger ist und stärker sanktioniert wird als etwa die körperliche Integrität. Man denke etwa an Norbert Elias' (1969) Schilderung des Zivilisationsprozesses, wonach im historischen Verlauf die „guten Manieren“ zu einem Zeitpunkt hoch relevant wurden, zu dem die körperliche Züchtigung noch an der Tagesordnung war.

Verfolgt man diese Position weiter, dann stellt sich die Frage, auf welchen Repräsentationsmodalitäten intuitive Reaktionen beruhen. Nach einigen Varianten der *dual-process*-Modelle kann die assoziative Verarbeitung nicht ohne Weiteres auf komplexe Repräsentationen zugreifen, etwa auf deontologische Regeln. Aus dieser Sicht ist wahrscheinlicher, dass regelbezogene intuitive Affekte auf Schemas beruhen, die zwar komplexe Regeln enthalten können, aber durch relativ einfache Repräsentationen aktiviert werden.

Hier stellen sich jedoch zwei Fragen: Zum einen ist die Frage zu klären, welche Ereignisse auf der assoziativen Ebene normativ relevante, intuitive Affekte auslösen, d. h. wie auf dieser Ebene – unter Umständen ohne Zugriff auf semantische Repräsentationen – Normativität „erkannt“ werden kann. Zum anderen geht es um die Frage, wie diese intuitiven normativen Affekte zu spezifischen, semantisch repräsentierten Normen in Verbindung gesetzt werden und für die weitere kognitive Verarbeitung und Handlungsplanung genutzt werden.

Zwar sieht es auf den ersten Blick nicht unbedingt so aus, aber wir befinden uns hier wieder auf einem vertrautem soziologischem Terrain: nämlich der Auseinandersetzung zwischen symbolisch-interaktionistischen und normativ-strukturfunktionalistischen Theorien des Handelns. In dieser Debatte hat bereits Harold Garfinkel (1963) mit Blick auf Normen und Emotionen treffend argumentiert:

„The critical phenomenon is not the ‚intensity of affect‘ with which the ‚rule‘ is ‚invested‘, or the respected or sacred or moral status of the rule, but the perceived normality of environmental events as this normality is a function of the presuppositions that define the possible events.“ (Garfinkel, 1963, S. 198. Vgl. auch Joas & Knöbl, 2004, S. 242f).

Im Anschluss an Garfinkel kann man ferner annehmen, dass Handlungen, die in bestimmten Situationen von einer Norm im Sinne des „Normalen“ bzw. „Gewohnten“ abweichen, zu charakteristischen affektiven Reaktionen führen,

auch ohne dass notwendigerweise eine normative Erwartungshaltung im Sinne einer injunktiven Norm vorläge. Dies ließe sich in einschätzungstheoretischen Modellen mit der „Neuigkeit“ eines Ereignisses oder mit Erwartungsverletzungen abbilden. Insofern würden Affekte immer dann ausgelöst, wenn Handlungen von gewohnten Handlungsmustern abweichen. Gewohnte Handlungsmuster wiederum sind vor dem Hintergrund der alltäglichen Praxis, dem Alltagswissen und der entsprechenden Erfahrungen zu verstehen. Sie konstituieren das, was in der Literatur unter dem Begriff der „deskriptiven Norm“ bekannt ist (Bicchieri, 2006; Cialdini, Reno & Kallgren, 1990). Eine Reihe sozialpsychologischer Studien belegt, dass die Aktivierung deskriptiver Normen für die soziale Handlungskontrolle äusserst wirksam sein kann (Cialdini, 2007; Keizer, Lindenberg & Steg, 2009). Man kann davon ausgehen, dass in den meisten Fällen injunktive Normen auch deskriptiv gültig sind; umgekehrt gilt dies jedoch nicht unbedingt (obgleich deskriptive Normen sich durchaus zu injunktiven Normen entwickeln können; vgl. Opp, 2004). Für die Entstehung intuitiver Affekte sind deshalb auch die beobachtbaren Verhaltensregelmäßigkeiten von Bedeutung, die mit deskriptiven Normen einhergehen: Diese affektiven Reaktionen können (auch) auf der Einschätzung der „deskriptiven“ Konformität von Handlungen basieren. Dabei wird gewissermaßen geprüft, ob eine Handlung mit dem üblicherweise Erwarteten, Bekannten und Beobachteten übereinstimmt. Erst anschließend, so die These, können diese affektiven Reaktionen in kognitive, deliberative Prozesse der Bewertung von Handlungen und deren Konformität einfließen. Diese Sichtweise stimmt auch weitgehend mit anthropologischen Modellen der Normevolution überein, die neben rationalen, nutzenbasierten Mechanismen auch konformistische Mechanismen für zentral halten (Boyd & Richerson, 2001).

Damit ist die zweite ungeklärte Frage angesprochen. Wie können intuitive Affekte, die auf der Einschätzung des Gewohnten oder Bekannten basieren, mit propositionalen Normrepräsentationen verknüpft werden? Zwar versehen intuitive Affekte Handlungen mit einer phänomenalen Empfindung; dabei ist jedoch nicht offenkundig, welche normativen Erwartungen oder Regelsysteme die Handlung verletzt oder erfüllt, die das Gefühl ausgelöst hat. Um bewusste Deliberationen über die Normkonformität von Handlungen anzustellen, muss deshalb zunächst die Aktivierung entsprechender deontologischer Regeln gewährleistet sein.

Die Mehrzahl einschlägiger Theorien geht davon aus, dass die Aktivierung von Normen im Rahmen von Framing-Prozessen stattfindet (Bicchieri, 2006). Solche Prozesse der Situationsdefinition können – nach den *dual-process*-Theorien – reflexiv oder assoziativ-heuristisch verlaufen und gleichen aktuell wahrgenommene Situationsparameter mit gespeicherten Situationsmodellen ab. Dabei können der aktuellen Situation weitere Eigenschaften zugeschrieben werden, die nicht unmittelbar wahrgenommen werden, zum Beispiel Handlungsskripte, symbolische Bedeutungen und auch geltende Normen.

Vor allem für das heuristische Framing von Situationen konnte nachgewiesen werden, dass daran Affekte massgeblich beteiligt sind: Sie sind dafür mit verantwortlich, ob die Rahmung automatisch oder reflexiv verläuft (Esser, 2006; Gigerenzer, 2007; v. Scheve, 2009). Darüber hinaus sind Affekte selbst schema-relevante Informationen und beeinflussen deshalb die Aktivierung weiterer Schemabestandteile. Man kann deshalb davon ausgehen, dass intuitive Affekte neben der direkten Beeinflussung des Handelns auch die normative Rahmung der Situation begleiten und so dazu beitragen, die Geltung spezifischer Normen situationsadäquat zu regeln, ohne dass auf bewusste Kapazitäten zurückgegriffen werden muss. Betrachten wir zum Beispiel Begrüßungsnormen: Eine unmittelbare positive affektive Reaktion auf mein Gegenüber kann sowohl eine bestimmte, weil üblicherweise praktizierte Begrüßungsformel fördern (etwa die freundschaftliche Umarmung im Gegensatz zum Handschlag), als auch einen entsprechen freundschaftlichen Situationsrahmen und entsprechende Handlungsskripte aktivieren, die sich nicht nur auf die Begrüßung, sondern auf den gesamten Interaktionsverlauf beziehen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Theoretische Modelle und empirische Befunde der Emotionsforschung sprechen dafür, dass intuitive affektive Reaktionen prinzipiell für eine große Bandbreite von normorientierten Handlungen relevant sind und nicht auf Normen mit bestimmten Eigenschaften beschränkt sind. Sie sind ferner in erster Linie Ausdruck der Sozialisation und des sozialen Lernens und spiegeln deshalb vor allem die Sozialisationspraktiken unterschiedlicher Kulturen und Milieus wider, nicht die „inhärenten“ Eigenschaften von Normen. Zudem sind für die Entstehung intuitiver Affekte auch deskriptive Normkomponenten von Bedeutung. Damit kann auch das Problem umgangen werden, dass die „frühe“ Verarbeitung von Affekten möglicherweise nicht auf komplexe semantische Repräsentationen wie deontologische Regeln zugreifen kann. Stattdessen unterstützen in dem hier vorgeschlagenen Modell die intuitiven Affekte, die sich zunächst „nur“ auf deskriptive Normen als Objekte beziehen, die automatische Verknüpfung von Handlungskontexten mit der semantischen Repräsentation von Normensystemen. Dabei haben sowohl die intuitiven Affekte als auch die aktivierten injunktiven Normrepräsentationen handlungsleitenden Charakter.

5. Schlussbetrachtung

In diesem Beitrag wurde der Versuch unternommen, zu zeigen, inwiefern Emotionen für die Befolgung sozialer Normen und die Bildung sozialer Ordnung von Bedeutung sind. Einleitend wurde deutlich gemacht, dass Normen neben dem rationalen Handlungsmodell in der soziologischen Theorie eine entscheidende Bedeutung zukommt, wenn es darum geht, regelmäßige und soziale Ordnung

stiftende Handlungsmuster zu erklären. In einem ersten Argumentationsschritt wurde versucht nachzuweisen, dass die Erklärung von Normbefolgung ausschließlich durch rationale Modelle des Handelns und Entscheidens in vielerlei Hinsicht problematisch ist und dass die Berücksichtigung von Emotionen einige dieser Probleme beheben kann. Dies, so wurde argumentiert, kann vor allem für die Wirkungsweise und Funktion von Sanktionen plausibel gemacht werden.

Im zweiten Schritt der Argumentation habe ich mich aktuellen Theorien der Beurteilung von Normkonformität zugewendet, die Affekten eine zentrale Bedeutung bei der intuitiven Urteilsbildung zuschreiben. Als problematische und unnötige Engführung dieser Theorien wurde ihre Fokussierung auf „moralische“ Normen identifiziert. Es wurde argumentiert, dass moralische Normen bei näherer Betrachtung kaum sinnvoll von sozialen Normen und Konventionen abzugrenzen sind.

Ausgehend von dieser Problematik wurde im dritten Schritt der Argumentation eine alternative Sicht auf die Rolle von Emotionen bei der Beurteilung von Normkonformität entwickelt. Diese alternative Sicht basiert auf emotionstheoretischen Überlegungen und empirischen Befunden, die zeigen, dass affektive Intuitionen prinzipiell gegenüber einer großen Spannbreite von Ereignissen und Handlungskontexten entstehen und nicht auf inhärente normative Kontexte begrenzt sind. Es wurde argumentiert, dass diese affektiven Intuitionen das Ergebnis von Sozialisations- und Lernprozessen sind. Damit wurde deutlich, dass in erster Linie die gesellschaftliche und kulturelle Einbettung der Akteure für die affektive Untermauerung der Beurteilung von Normkonformität verantwortlich sind. Zudem wurde argumentiert, dass gerade für die automatische, unreflektierte Entstehung von Gefühlen bzw. für affektive Intuitionen auch deskriptive Normen eine wichtige Rolle spielen. Deskriptive Normen können auch dann die Grundlage für normbezogene Affekte bilden, wenn man annimmt, dass das intuitive System nur über eine eingeschränkte Repräsentationsfähigkeit verfügt. Die resultierenden Affekte beruhen zunächst lediglich auf der Wahrnehmung der „(Un-) Gewöhnlichkeit“ einer Handlung und werden erst anschließend mit semantischen Repräsentationen wie zum Beispiel deontologischen Regeln in Verbindung gebracht.

Als Fazit sei festgehalten, dass Emotionen für die Befolgung von Normen in dreifacher Hinsicht relevant sind: Erstens sind Emotionen ein wesentlicher Bestandteil der Sanktionierung von Normverletzungen, sowohl in Form von negativen Emotionen auf Seiten des Normverletzers, als auch in Form von negativen Emotionen, die der Sanktionierer zum Ausdruck bringt. Zweitens sind Emotionen zentral für die Beurteilung der Normkonformität eigener und fremder Handlungen: Sie können Akteuren in der Form des phänomenalen Erlebens schnell und unmittelbar anzeigen, ob eine Handlung mit normativen Erwartungshaltungen übereinstimmt oder nicht. Dabei sind sie nicht zwingend auf komplexe repräsentationale Fähigkeiten und reflexives Denken angewiesen.

Wichtig ist jedoch, dass diese Funktionen von Emotionen nicht auf bestimmte normative Gegenstandsbereiche begrenzt ist. Daher sind Emotionen drittens auch und gerade im Zusammenspiel mit deskriptiven Normen von Bedeutung, da schnelle und unmittelbare affektive Intuitionen vermutlich zunächst auf eine grobe Unterscheidung zwischen dem Gewohnten und Ungewohnten angewiesen sind und erst anschließend normative Überzeugungen und Regeln aktivieren.

Literatur

- Anderson, E. (2000). Beyond homo economicus: New developments in theories of social norms. *Philosophy and Public Affairs*, 29, 170-200.
- Axelrod, R. (1986). An evolutionary approach to norms. *American Political Science Review*, 80, 1095-1111.
- Bargh, J. A. & Chartrand, T. L. (1999). The unbearable automaticity of being. *American Psychologist*, 54, 462-479.
- Barsalou, L.W. (2008). Grounded cognition. *Annual Review of Psychology*, 59, 617-645.
- Barrett, L. F., Ochsner, K. N. & Gross, J. J. (2007). On the automaticity of emotion. In J. Bargh, (Ed.), *Social psychology and the unconscious* (pp. 173-217). New York: Psychology Press.
- Bendor, J. & Swistak, P. (2001). The evolution of norms. *American Journal of Sociology*, 106, 1493-1545.
- Bicchieri, C. (2006). *The grammar of society*. New York: Cambridge University Press.
- Camerer, C. (2003). *Behavioral game theory*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Castelfranchi, C. (2001). The theory of social functions: Challenges for computational social science and multi-agent learning. *Cognitive Systems Research*, 2, 5-38.
- Cialdini, R. (2007). Descriptive social norms as underappreciated sources of social control. *Psychometrika*, 72, 263-268.
- Cialdini, R. B., Reno, R. R. & Kallgren, C. A. (1990). A focus theory of normative conduct: Recycling the concept of norms to reduce littering in public places. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58, 1015-1026.
- Clore, G. L. & Huntsinger, J. R. (2007). How emotions inform judgment and regulate thought. *Trends in Cognitive Science*, 11, 393-399.
- Clore, G. L. & Ortony, A. (2000). Cognition in emotion: Always, sometimes, or never? In R. D. Lane & L. Nadel. (Eds.), *Cognitive neuroscience of emotion* (pp. 24-61). New York: Oxford University Press.

- Clore, G. L., Schwarz, N. & Conway, M. (1994). Affective causes and consequences of social information processing. In R. S. Wyer & T. K. Srull (Eds.), *Handbook of social cognition* (Vol. 1, pp. 323-417). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Coleman, J. S. (1991). *Grundlagen der Sozialtheorie* (Bd. 1). München: Oldenbourg.
- Collins, R. (2004). *Interaction ritual chains*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Conte, R. & Castelfranchi, C. (1995). Norms as mental objects. *Proceedings of the 5th European Workshop on Modelling Autonomous Agents in a Multi-Agent World* (pp. 186-196). Heidelberg: Springer.
- Dahrendorf, R. (1958). Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 10, 178-208.
- Damasio, A. R. (1994). *Descartes' error*. New York: Quill.
- Diekmann, A. & Voss, T. (2003a). Social norms and reciprocity. *Arbeitsberichte des Instituts für Soziologie der Universität Leipzig*, 33, Januar 2003. http://www.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/33.pdf [Letzter Zugriff: 12. März 2006].
- Diekmann, A. & Voss, T. (2003b). Die Theorie rationalen Handelns. Stand und Perspektiven. In A. Diekmann & T. Voss (Hrsg.), *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften* (pp. 13-29). München: Oldenbourg.
- Elias, N. (1989). *Die höfische Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Ellickson, R.C. (1991). *Order without law*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Elster, J. (1989). Social norms and economic theory. *Journal of Economic Perspectives*, 3, 99-117.
- Elster, J. (2004). Emotions and rationality. In A. S. Manstead, N. H. Frijda & A. Fischer (Eds.), *Feelings and emotions* (pp. 30-48). New York: Oxford University Press.
- Ensminger, J. & Henrich, J. (im Druck). Theoretical foundations of social norms. The co-evolution of social norms, intrinsic motivation, markets, and the institutions of complex societies. In J. Ensminger & J. Henrich (Eds.), *Experimenting with social norms. Fairness and punishment across societies*. New York: Russell Sage Foundation.
- Esser, H. (2006). Affektuelles Handeln: Emotionen und das Modell der Frame-Selektion. In R. Schützeichel (Hrsg.), *Emotionen und Sozialtheorie* (S. 143-174). Frankfurt/Main: Campus.
- Evans, J. (2008). Dual-processing accounts of reasoning, judgment and social cognition. *Annual Review of Psychology*, 59, 255-278.
- Falk, A., Fehr, E. & Fischbacher, U. (2005). Driving forces behind informal sanctions. *Econometrica*, 73, 2017-2030.

- Fehr, E. & Fischbacher, U. (2004). Third-party punishment and social norms. *Evolution and Human Behavior*, 25, 63-87.
- Fehr, E. & Gächter, S. (2002). Altruistic punishment in humans. *Nature*, 415, 137-140.
- Fiske, A. P. (1992). The four elementary forms of sociality: Framework for a unified theory of social relations. *Psychological Review*, 99, 689-723.
- Fiske, S. T. (1982). Schema-triggered affect: Applications to social perception. In M. S. Clark & S. T. Fiske (Eds.), *Affect and cognition* (pp. 55-78). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Frank, R. H. (1993). The strategic role of emotions: reconciling over- and under-socialized accounts of behaviour. *Rationality and Society*, 5, 160-184.
- Garfinkel, H. (1963). A conception of, and experiment with, "trust" as a condition of stable concerted actions. In O. J. Harvey (Ed.), *Motivation and social interaction* (pp. 187-238). New York: Ronald Press.
- Gigerenzer, G. (2007). *Gut feelings: The intelligence of the unconscious*. New York: Viking.
- Haidt, J. (2001). The emotional dog and its rational tail: A social intuitionist approach to moral judgment. *Psychological Review*, 108, 814-834.
- Haidt, J. & Graham, J. (2009). Planet of the Durkheimians, where community, authority, and sacredness are foundations of morality. In J. Jost, A. C. Kay & H. Thorisdottir (Eds.), *Social and psychological bases of ideology and system justification* (pp. 371-401). New York: Oxford University Press.
- Haidt, J. & Joseph, C. (2004). Intuitive ethics: How innately prepared intuitions generate culturally variable virtues. *Daedalus*, 133, 55-66.
- Horne, C. (2001). Sociological perspectives on the emergence of norms. In M. Hechter & K.-D., Opp (Hrsg.), *Social norms* (pp. 3-34). New York: Russell Sage.
- Horne, C. & Cutlip, A. (2002). Sanctioning costs and norm enforcement: An experimental test. *Journal of Rationality and Society*, 14, 285-307.
- Hume, D. (1739/1960). *A treatise of human nature*. London: Penguin.
- Joas, H. & Knöbl, W. (2004). *Sozialtheorie: Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Keizer, K., Lindenberg, S. & Steg, L. (2008). The spreading of disorder. *Science*, 322, 1681-1685.
- Kelly, D., Stich, S. P., Haley, K. J., Eng, S. J. & Fessler, D. M. (2007). Harm, affect and the moral / conventional distinction. *Mind & Language*, 22, 117-131.
- Ketelaar, T. & Au, W.T. (2003). The effects of guilty feelings on the behavior of uncooperative individuals in repeated social bargaining games: An affect-as-information interpretation of the role of emotion in social interaction. *Cognition and Emotion*, 17, 429-453.

- Kohlberg, L. (1969). Stage and sequence. The cognitive-developmental approach to socialization. In D. A. Goslin (Hrsg.), *Handbook of socialization. Theory and research* (pp. 347-480). Chicago: McNally.
- Lindenberg, S. (2008). Social norms: What happens when they become more abstract? In A. Diekmann, K. Eichner, P. Schmidt & T. Voss (Hrsg.), *Rational choice: Theoretische Analysen und empirische Resultate*. Wiesbaden: VS-Verlag, 63-81.
- Loewenstein, G. & Lerner, J. S. (2003). The role of affect in decision making. In R. J. Davidson, K. R. Scherer & H. H. Goldsmith (Eds.), *Handbook of affective sciences* (pp. 619-642). New York: Oxford University Press.
- Manstead, A. S & Fischer, A. H. (2001). Social appraisal: The social world as object of and influence on appraisal processes. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (pp. 221-232). New York: Oxford University Press.
- Milgram, S. & Sabini, J. (1978). On maintaining urban norms: A field experiment in the subway. In A. Baum, J. E. Singer & S. Valins (Eds.), *Advances in environmental psychology* (Vol. 1, pp. 31-40). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Nichols, S. (2002). Norms with feeling: Towards a psychological account of moral judgment. *Cognition*, 84, 221-236.
- Nichols, S. (2004). *Sentimental rules: On the natural foundations of moral judgment*. New York: Oxford University Press.
- Nucci, L. (2001). *Education in the moral domain*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Opp, K.-D. (2004). "What is is always becoming what ought to be." How political action generates a participation norm. *European Sociological Review*, 20, 13-29.
- Peuckert, R. (2000). Norm, soziale. In B. Schäfers (Hg.), *Grundbegriffe der Soziologie* (6. Aufl., S. 217-219). Opladen: Leske & Budrich.
- Piaget, J. (1932). *The moral judgment of the child*. New York: Free Press 1965.
- Popitz, H. (2006). *Soziale Normen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Prinz, J. (2007). *The emotional construction of morals*. Oxford: Oxford University Press.
- de Quervain, D. J.-F., Fischbacher, U., Treyer, V., Schellhammer, M., Schnyder, U., Buck, A. & Fehr, E. (2004). The neural basis of altruistic punishment. *Science*, 305, 1254-1258.
- Reisenzein, R. (2001). Appraisal processes conceptualized from a schema theoretic perspective: Contributions to a process analysis of emotions. In: K. R. Scherer, A. Schorr, & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (pp. 187-204). New York: Oxford University Press.
- Rilling, J. K., Gutman, D. A., Zeh, T. R., Pagnoni, G., Berns, G. S. & Kilts, C. D. (2002). A neural basis for social cooperation. *Neuron*, 35, 395-405.

- Roseman, I. J. & Smith, C. A. (2001). Appraisal theory: Overview, assumptions, varieties, controversies. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (pp. 3-19). New York: Oxford University Press.
- Sander, D., Grandjean, D. & Scherer, K. R. (2005). A systems approach to appraisal mechanisms in emotion. *Neural networks*, 18, 317-352.
- Sanfey, A. G., Rilling, J. K., Aronson, J. A., Nystrom, L. E. & Cohen, J. D. (2003). The neural basis of economic decision-making in the ultimatum game. *Science*, 300, 1755-1758.
- Scheff, T. J. (1997). *Emotions, the social bond, and human reality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Scheff, T. J. & Retzinger, S. M. (2000). Shame as the master emotion of everyday life. *Journal of Mundane Behavior*, 1(3), <http://www.mundanebehavior.org/issues/v1n3/scheff-retzinger.htm>. [Letzter Zugriff: 23. August 2004].
- von Scheve, C. (2009). *Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung*. Frankfurt/Main: Campus.
- von Scheve, C., Moldt, D., Fix, J. & von Lüde, R. (2006). My agents love to conform: Norms and emotion in the micro-macro link. *Computational and Mathematical Organization Theory*, 12, 81-100.
- von Scheve, C. & von Lüde, R. (2005). Emotion and social structures: Towards an interdisciplinary approach. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 35, 303-328.
- Schmid, M. (2004). *Rationales Handeln und soziale Prozesse*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Schneider, W. L. (2002). *Grundlagen der soziologischen Theorie* (Bd. 2). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Shweder, R., Much, N., Mahapatra, M. & Park, L. (1998). The “big three” of morality (autonomy, community, and divinity), and the “big three” explanations of suffering, as well. In: A. Brandt & P. Rozin (Eds.), *Morality and health* (pp. 119-169). Stanford, CA: Stanford University Press.
- Siegwart, G. (2010). “Regel“. In: A. G. Wildfeuer & P. Kolmers (Hrsg.): *Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe*. Freiburg: Karl Alber.
- Sloman, S. A. (1996). The empirical case for two systems of reasoning. *Psychological Bulletin*, 119, 3-22.
- Smetana, J. (1993). Understanding of social rules. In M. Bennett (Ed.), *The development of social cognition* (pp. 111-141). New York: Guilford Press.
- Smith, C. A. & Kirby, L. D. (2001). Toward delivering on the promise of appraisal theory. In K. R. Scherer, A. Schorr & T. Johnstone (Eds.), *Appraisal processes in emotion* (pp. 121-138). New York: Oxford University Press.

- Sousa, R. de (2006). Restoring emotion's bad rep: The moral randomness of norms. *European Journal of Analytic Philosophy*, 2, 29-47.
- Spitzer, M., Fischbacher, U., Herrnberger, B., Grön, G. & Fehr, E. (2007). The neural signature of social norm compliance. *Neuron*, 56, 185-196.
- Stephen, A. T. & Pham, M. T. (2008). On feelings as a heuristic for making offers in ultimatum negotiations. *Psychological Science*, 19, 1051-1058.
- Tangney, J. P., Stuewig, J. & Mashek, D. J. (2007). Moral emotions and moral behavior. *Annual Review of Psychology*, 58, 345-372.
- Turiel, E. (1983). *The development of social knowledge: Morality and convention*. Cambridge: Cambridge University Press.